

Emilia Roig im Interview: «Ich bin keine Männerhasserin, aber wir müssen ehrliche Gespräche führen»

Jessica King

Sie fordert ein Ende der Ehe«Frauen haben gelernt, dass sie von einem Prinzen erlöst werden»

Die Politikwissenschaftlerin Emilia Roig kritisiert den Bund fürs Leben als veraltetes Modell, das Frauen unterdrückt.



Publiziert heute um 06:25 Uhr



Emilia Roig ist sich bewusst, dass ihre Aussagen polarisieren.

Foto: pd

Frau Roig – Sie schreiben in Ihrem neuen Buch, dass Ihre Hochzeit einer der schönsten Tage Ihres Lebens gewesen sei. Und dann fordern Sie das Ende der Ehe. Wie geht das zusammen?

Weil meine Hochzeit nicht repräsentativ war für das, was nachher kam. Erst im Laufe der Zeit habe ich gemerkt, dass das Modell Ehe für mich nicht funktionierte. Denn ich fühlte mich darin gefangen.

Inwiefern?

Ich hatte in dieser Ehe eine bestimmte Rolle zu spielen. Vor allem, als mein erstes Kind zur Welt kam und ich in meiner Mutterrolle fast komplett alleingelassen wurde. Mein Mann hat den Druck verspürt, Geld zu verdienen und arbeiten zu gehen. Er war zwar engagiert als Vater, aber nicht genug. Deshalb habe ich die überwiegende Mehrheit der Kinderbetreuung übernommen. Wenn ich nicht aufgepasst hätte, hätte ich mich sogar komplett nach ihm gerichtet. Diese Rolle wurde mir von der Gesellschaft aufgezwungen – schon als Kind habe ich gelernt, dass Erfüllung und Glück als Frau heisst, zu heiraten und Kinder zu kriegen.

Sie nennen das ein romantisches Skript, das die Gesellschaft unter anderem aus Disney-Filmen kennt.

Das betrifft vor allem Frauen aus meiner Generation – bei den Jüngsten gibt es mittlerweile alternative Bilder. Wir aber haben gelernt: Wir werden von einem Prinzen erlöst. Er wird uns küssen, uns vollständig machen und ein schönes Leben ermöglichen. Für die Jungs hingegen galt: Das wahre Leben passiert, bis sie diese Prinzessin erobern. Noch heute stellt die Gesellschaft die Ehe so dar, dass sie für Frauen ein gutes Geschäft ist und für Männer ein Verlust, weil sie auf ganz viel verzichten müssen. Autonomie, Freiheit, Abenteuer.

Sie übertreiben. Ein Ehegelübde verändert heute die Beziehung nicht derart fundamental.

Mit dieser Kritik spreche ich heterosexuelle Beziehungen als Ganzes an. Die Ehe institutionalisiert aber die Beziehung. Und was ich an der Ehe kritisiere, sind auch die Steuerregelungen und der gesetzliche Rahmen, die Frauen in die finanzielle Abhängigkeit des Mannes drängen.

Inwiefern wird eine Frau dazu gedrängt?

Zum Beispiel, weil Mann und Frau als Steuergemeinschaft betrachtet werden. Wenn der Mann mehr verdient und die Frau die Kinderbetreuung übernimmt, werden sie steuerlich belohnt. Wenn sie aber beide Teilzeit arbeiten und gleich verdienen, zahlen sie höhere Steuern.

Es liegt doch in der Eigenverantwortung jeder Person, dass sie finanziell unabhängig bleibt.

Teilweise schon. Aber ab dem Moment, wenn Kinder da sind, müssen diese gepflegt und ernährt werden. In meiner Ehe habe ich gemerkt: Ich hätte sagen können, dass ich arbeiten gehen möchte und mein Mann sich um die Kinder kümmern soll. Aber ich hatte auch den Wunsch, für die Kinder da zu sein. Das sollte nicht bestraft werden. Wenn eine Frau heute finanziell unabhängig bleiben will, hat sie eine einzige Möglichkeit: Sie muss auf die Mutterrolle verzichten. Obwohl sie das

vielleicht gerne machen würde.

«Wir sollten Kinderbetreuung als die schönste und wichtigste Arbeit betrachten, die es gibt. Und wir sollten sie entsprechend vergüten, sichtbar machen und ihr mehr Status geben.»

Emilia Roig

Was wäre denn Ihre Lösung?

Es wäre in erster Linie wichtig, den Stellenwert der Kinderbetreuung neu zu definieren. Denn das, was die Ungleichheit zwischen Frauen und Männern fördert, ist die Care-Arbeit. Wie sie organisiert und aufgeteilt wird. Wir müssen sie in der Gesellschaft aufwerten und nicht mehr als unsichtbare Last betrachten, die von Natur aus geleistet wird. Sondern als die schönste und wichtigste Arbeit, die es gibt. Und wir sollten sie entsprechend vergüten, sichtbar machen und ihr mehr Status geben.

Was heisst das konkret? Sie möchten, dass Mütter für die Betreuungsarbeit bezahlt werden?

Für mich macht beispielsweise das Konzept des Paargeldes Sinn. Das Gehalt wird nicht mehr auf den Namen des Mannes überwiesen, sondern auf ein Familienkonto, und sie teilen das komplett.

Es ist doch Privatsache, wie Paare ihre Finanzen regeln.

Das könnte es sein, ist es aber nicht. Denn der Staat greift ja schon ein. Ganz konkret, indem er Singles und Paare, die beide Teilzeit arbeiten, steuerlich bestraft.

In der Schweiz werden wir voraussichtlich 2024 über die Individualbesteuerung abstimmen. Was halten Sie davon?

Das wäre ein Schritt in die richtige Richtung.

Was sagen Sie denen, die ganz losgelöst von finanziellen Überlegungen heiraten? Einfach, weil sie ihre Liebe mit einer Hochzeit besiegeln möchten?

Es ist ein Trugschluss, zu denken, dass wir nur aus Liebe heiraten, ohne jegliche finanziellen Überlegungen. Deshalb lassen sich in der Schweiz ja auch rund 40 Prozent der Ehepaare scheiden, weil dieses Bild der Liebe, losgelöst von allem, nicht realistisch ist. In vielen Fällen entsteht in Paarbeziehungen ein impliziter Tausch, der nicht gerne thematisiert wird. Sex und Hausarbeit gegen Sicherheit und finanzielle Absicherung, etwa.

Man kann es auch anders sehen: 60 Prozent der Paare bleiben zusammen. Unter anderem, weil sie mit der Ehe glücklich sind.

Glückliche Paare gibt es natürlich. Für mich heisst die Abschaffung der Ehe nicht, dass es keine monogamen heterosexuellen Beziehungen mehr geben darf. Sondern dass sie gesellschaftlich gleichgestellt werden mit anderen Formen der Familie, des Zusammenlebens und der Liebe und nicht mehr als die einzige, überlegene Norm gelten. So viele Menschen würden gerne in anderen Konstellationen leben.

Zum Beispiel?

Als Single. Es gibt viel mehr Menschen, die Single sein würden, wenn uns die Gesellschaft nicht ständig vermitteln würde, dass wir unbedingt in einer Beziehung leben müssen. Mit Single-Sein assoziiert die Gesellschaft heute Scheitern. Es würden auch mehr Menschen in offenen Beziehungen leben, polyamourös oder in Freundeskreisen mit grossen WGs.



Emilia Roig glaubt, dass heute mehr Frauen Single wären, wenn die Gesellschaft nicht Beziehungen als Ideal sehen würde.

Foto: pd

Bis jetzt zeichnen Sie ein Bild, wonach vor allem Frauen unter dem Konstrukt der Ehe leiden. Was ist mit Männern? Die etwa leiden, weil sie nach einer Scheidung hohe Unterhaltsbeiträge zahlen mussten?

Ich empfinde das als sehr sexistischen Diskurs. Sobald Frauen Gerechtigkeit wollen, werden sie als geldgierige und manipulative Räuberinnen dargestellt. Wenn Männer nach einer Trennung sehr hohe Unterhaltsbeiträge zahlen müssen, dann ist es, glauben Sie mir, weil sie das schulden. Sie konnten sich bereichern und ein Vermögen aufbauen, gerade weil sie eine Frau zu Hause hatten, die sich um die Kinder gekümmert hat.

Mit solchen Aussagen werfen Sie alle Männer in einen Topf.

Natürlich gibt es Ausnahmen. Es gibt auch Männer, die den Haushalt führen und weniger

verdienen als ihre Frauen. Aber es bleiben Ausnahmen, die statistisch gesehen nicht relevant sind.

In der Schweiz hat das Bundesgericht vor zwei Jahren entschieden, dass nach einer Scheidung jede und jeder grundsätzlich für sich selbst sorgen muss. Umfassende Unterhaltszahlungen sollen eine Ausnahme sein, etwa bei der Betreuung von Kleinkindern. Was halten Sie davon?

Das ist extrem diskriminierend. Man geht davon aus, dass eine Frau nach der intensivsten Zeit der Erziehung normal weiterarbeiten kann. Eine solche Regelung blendet aber die ganzen Verluste aus, die in dieser Zeit passieren: Wenn sie ihre Arbeit stark reduziert hat, ist sie nicht mehr so wettbewerbsfähig auf dem Arbeitsmarkt. Ihr Lebenslauf zeigt Lücken auf. Dann muss sie einer schlechter bezahlten Arbeit nachgehen, die sie in eine finanziell prekäre Situation bringt.

«Viele Feministinnen versuchen, das Patriarchat zu kritisieren, ohne die Männer zu kritisieren. Weil es dann schnell heisst, sie seien Männerhasserinnen.»

Emilia Roig

Man kann das Urteil auch anders deuten. So werden mehr Frauen ermutigt, im Arbeitsmarkt zu bleiben, was wiederum mehr Gleichstellung bringt.

Ich sehe das Argument. Aber einfach zu sagen, Frauen sollten mehr arbeiten, ist problematisch. Feminismus muss für mich immer auch kapitalismuskritisch sein. Wenn wir in der Gesellschaft den Stellenwert der Lohnarbeit nicht neu denken, sondern sagen, es sei die einzige Emanzipation der Frauen, sich weniger um die Kinder zu kümmern und mehr zu arbeiten – das ist für mich nicht sonderlich feministisch. Dieses Denken fördert ein System, das die männlichen Werte und Normen als Massstab nimmt. Frauen müssen alles versuchen, um wie die Männer zu arbeiten. Aber es wird von den Männern nicht verlangt, dass sie versuchen, wie Frauen zu arbeiten, und dadurch die Care-Arbeit aufgewertet wird.

Sie greifen Männer ziemlich heftig an. Zu heftig?

Viele Feministinnen versuchen, das Patriarchat zu kritisieren, ohne die Männer zu kritisieren. Weil es dann schnell heisst, sie seien Männerhasserinnen. Ich bin überhaupt keine Männerhasserin – ich habe einen Sohn und liebe ihn. Aber ich finde es wichtig, ehrliche Gespräche darüber zu führen, inwiefern Männer in unserer Gesellschaft diese Strukturen tragen und davon profitieren. Und ja, es macht mich unbeliebt, aber diese Betrachtungen sind meiner Meinung nach unerlässlich.

Und was ist mit den Frauen?

Über ihre Rolle rede ich auch. Und sie trifft natürlich eine Mitschuld, wenn sie das System mittragen.

Barbara Bleisch trifft Emilia Roig. Dampfzentrale, 20. April, 20 Uhr. Die Vorstellung ist ausverkauft, Warteliste an der Abendkasse.

Jessica King ist Redaktorin im Ressort Kultur&Gesellschaft und schreibt primär über

gesellschaftliche Themen. [Mehr Infos](#)

[@jessking42](#)

Fehler gefunden? [Jetzt melden.](#)